

Aus Freude am Lesen

Als die Russin Elena bei dem Neuropsychologen Thomas Nyström in München auftaucht und behauptet, dass Tschechen einen Anschlag auf einen russischen Supertanker planen, setzt er alle Hebel in Bewegung, um ihr zu helfen. Doch bei den Behörden stößt er nur auf Kopfschütteln. Zu vage erscheint der Verdacht, und zu dürftig sind die Beweise. Nyström versucht auf eigene Faust, das Attentat zu verhindern, und trifft dabei auf einen brutalen Feind aus seiner Vergangenheit, der entschlossen ist, alte Rechnungen zu begleichen.

LUKAS ERLER, Jahrgang 1953, studierte Soziologie, Philosophie und Sozialgeschichte in Marburg und absolvierte dort eine Ausbildung zum Logopäden. Er arbeitete als Soziologe in der Stadtentwicklungsplanung und ist seit über zwanzig Jahren als Logopäde in der neurologischen Rehabilitation tätig. Lukas Erler lebt mit seiner Frau und zwei Söhnen in Nordhessen.

Lukas Erler

Mörderische Fracht

Kriminalroman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchaushabe April 2013,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2011 by Kein & Aber AG Zürich – Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture / Millennium / Jessica Robinson;
cg-textures / Thierry Hof

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74371-1

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

»Die unteilbaren Menschenrechte der amerikanischen Verfassung sind doch dreigeteilt: Menschenrechte ersten Grades gelten für die westliche Welt. Eine Halbfassung der human rights gilt in Ländern wie Russland. Gar nichts davon in Tschetschenien!«
Anna Politkowskaja (Russisches Tagebuch)

*»And I hope that you die and your death will come soon,
I will follow your casket on a pale afternoon,
and I'll watch while you're lowered down to your deathbed,
and I'll stand over your grave till I'm sure that you are dead.«*
Bob Dylan (Masters of War)

»Die Erinnerung ist wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will.«
Cees Nooteboom (Rituale)

Global Prelude

Mombasa – Grosny – München

Mombasa, im März

Rot. Alles, was sie sah, war Rot. Aber vielleicht war das Wort *sehen* nicht ganz richtig. Sie hatte die Augenlider um eine Winzigkeit angehoben, und das Rot war da. Nicht als Farbe *von* etwas, sondern einfach als Rot. Direkt vor ihrer Pupille. Und es war in Bewegung, es war ein fließendes Rot, das auf seinem Weg nach unten vor ihren Augen kurz Station machte und sich in Slow Motion zu ihren Wangenknochen weiter hinunterarbeitete.

Wie lange war sie bewusstlos gewesen?

Spielte das eine Rolle?

Nein, aber der Durst spielte eine Rolle. Ihre Mundhöhle, ihr Rachen und ihr Kehlkopf waren trocken wie das kenianische Grasland, das sie vor ein paar Tagen mit dem Landrover durchquert hatte. Sie versuchte, ihre Zunge nach vorn zu bewegen, um sich die Lippen zu lecken, doch ihr Mund ließ sich nicht öffnen. Sie würde ersticken. Eine jähe Panik überrollte die Reste ihres Verstandes, und beinahe hätte sie wieder das Bewusstsein verloren. Dann spürte sie, wie warme Luft

durch ihre Nase strömte und sich etwas in ihren Augen mit dem Rot vermischte und es ... verdünnte? Das Rot floss jetzt schneller, juckte auf ihren Wangen, und unwillkürlich wollte sie es wegwischen. Ihre Hand rührte sich allerdings ebenso wenig, wie sich ihre Lippen hatten öffnen lassen. Sie versuchte mit aller ihr noch verbliebenen Energie, beide Hände zu bewegen, und löste damit die durch den Schock hervorgerufene Blockade des Schmerzempfindens.

Eine Welle unbeschreiblicher Qual brandete über ihren Körper hinweg, nahm ihr den Atem und katapultierte ihren Verstand in die Tiefe. Doch er wollte nicht dort bleiben. Unerbittlich kämpfte er sich an die Oberfläche und beharrte darauf, bis zum Schluss dabei zu sein. Und er brachte die Erinnerung mit zurück.

Sie lag auf einem Bett, ihre Hände waren mit Handschellen an die Pfosten gefesselt, ihr Mund mit Klebeband verschlossen, und sie war sich bewusst, dass sie nur noch ein T-Shirt trug. Der Schmerz, der vorher unterschiedslos ihren gesamten Körper gequält hatte, konzentrierte sich jetzt auf den Brustkorb und ihren Unterleib. Sie hatte eine klaffende, stark blutende Kopfwunde. Das Blut war ihr in die Augen gelaufen und hatte sich mit ihren Tränen vermischt. Das Atmen tat unerträglich weh, weil eine ihrer Rippen gebrochen war.

Sie kniff die Augen zusammen und versuchte, die quälenden Bilder nicht zuzulassen, wieder abzutauchen in die Dunkelheit. Sie war nicht die Frau, der das passiert war. Das war völlig ausgeschlossen. Vielleicht gab es jemanden, der dumm genug war, sich am helllichten Tag in einem Fünf-Sterne-Hotel überfallen zu lassen. Aber nicht sie. Sie war eine vorsichtige Frau. Jemand, der auf sich aufpassen konnte, kein dummes Opferlamm. Schon lange nicht mehr.

»Er ist spät dran«, sagte einer der Männer.

Niemand antwortete ihm.

Die Stimme war von rechts gekommen. Es war die Stimme eines weißen Mannes, da war sie ganz sicher, und sie verstand, was er sagte, obwohl sie die Sprache nicht kannte. Wie war das möglich? Niederländisch war ihre Muttersprache. Falsch, dachte sie, Flämisch ist meine Muttersprache, und das war keines von beiden.

»Trink noch was und halt das Maul«, sagte eine zweite Stimme.

Sie konnte nicht hören, woher die Stimme kam, doch jetzt erkannte sie die Sprache. Es war Afrikaans, das merkwürdige Holländisch der Buren in Südafrika.

Drei Männer. Zwei Weiße und ein Farbiger. Das hatte sie in dem kurzen Augenblick sehen können, den der farbige Zimmerkellner gebraucht hatte, um das Tablett mit den Getränken fallen zu lassen und ihr mit etwas Schwerem auf den Kopf zu schlagen. Dann das Klebeband und die Handschellen. Die Lautlosigkeit und Geschwindigkeit, mit der die Männer sich bewegten, hatten ihr nicht den Hauch einer Chance zur Flucht gelassen.

Ein Raubüberfall mit Vergewaltigung. Nichts Besonderes in Kenia. Aberhunderte von Frauen wurden hier täglich vergewaltigt. Allerdings keine weißen Frauen. Und nicht im Indian Ocean Resort. Sie hatten bekommen, was sie wollten. Warum waren sie nicht geflohen? Mit ihrem Geld, den Kreditkarten und der Zehntausend-Dollar-Kameraausrüstung?

»Time's running out«, sagte eine tiefe, gutturale Männerstimme, »if you want, I can do it myself.«

Der falsche Zimmerkellner. Die Stimme kam vom Fuß-

ende des Bettes. Sie war so erschrocken, dass sie beinahe die Augen geöffnet hätte. *Oh bitte, lieber Gott, lass sie weggehen! Warum gehen sie nicht weg?*

Aus der rechten Zimmerecke kam ein leises, glucksendes Lachen.

»I'm sure you can, nigger! But this is a private party.«

Wieder hob sie die Augenlider einen Millimeter an. Das Zimmer war in ein warmes, nachmittägliches Dämmerlicht getaucht. Die Männer hatten die Jalousien heruntergelassen und waren nur als schattenhafte Umrisse zu erkennen. Plötzlich begriff sie, was der Mann gesagt hatte. *Was es bedeutete.* Sie waren nicht geflohen, weil es noch nicht zu Ende war. Weil der Höhepunkt der Party noch bevorstand, weil ... *Saving the best for last*, dachte sie zusammenhanglos, so wie in dem alten Song von Marc Cohn. *This is a private party.* Sie fing an zu zittern. Ihre Muskeln verkrampften sich, und ihre Beine begannen wie von selbst um sich zu treten. Die Männer fluchten, und ihre Stimmen schienen nun weiter weg zu sein, klangen wie unter Wasser, dunkel und stark verzerrt.

Dann ein Geräusch an der Tür. Es war kein Klopfen, sondern es klang, als ob ein Zimmerkellner mit dem Servicewagen gegen die Tür gefahren wäre. Einer der Männer öffnete. Sie spürte den Luftzug auf ihrer Haut und hörte ein elektrisches Summen, das langsam heranglitt und an der linken Seite des Bettes stoppte. *Bitte, lieber Gott...?* Die Männer schwiegen. In der nachmittäglichen Stille waren ihr eigener keuchender Atem und das Surren der Klimaanlage die einzig wahrnehmbaren Geräusche.

Onze Vader Die in de Hemelen zijt, Uw Naam worde geheiligd ... Sie wollte nicht wissen, was das war, wollte nicht wissen, was da hielt und sie ... betrachtete? Die plötzlich durch

ihr Gehirn treibenden Bibelworte schienen sie zu verhöhnen und ihr den winzigen Rest Hoffnung zu nehmen, der vielleicht ... *Uw Koninkrijk kome; Uw wil geschiede, gelijk in de Hemel alzo ook op de aarde ...*

Sie öffnete die Augen und drehte den Kopf leicht nach links. Direkt neben dem Bett stand ein großer, weißer Elektro-Rollstuhl. In Zeitlupe glitt ihr Blick hinauf zu dem Mann, der in dem Stuhl saß. Er sah nicht gefährlich aus, aber das hatte er auch nicht getan, als er noch laufen konnte. Nachdenklich sah er auf sie herab. Sein rechtes Augenlid war leicht abgesenkt, und fast schien er ihr zuzublinzeln. Die rechte Hand war auf merkwürdige Weise nach innen gedreht und ruhte locker auf den Knien. In der linken hielt er ein großes Buschmesser.

... en vergeef ons onze schulden.

Nein, dachte sie, das wird er nicht.

Grosny, im Juni

Er hätte um diese Zeit gar nicht da sein dürfen. Nicht in dem Haus, und schon gar nicht in der Wohnung. Obwohl es doch seine Wohnung war. Und die von Nadja natürlich. Falls sie zu ihm zurückkehrte.

Aber seinen Schwager kümmerte das einen Dreck. Schon als Nadja und er noch ein Paar waren, war ihr verdammter Bruder wie selbstverständlich in der Wohnung ein und aus gegangen, hatte auf ihrem Sofa seinen Rausch ausgeschlafen und das Klo vollgekotzt, wenn ihm danach war. Später hatte er dann immer in der Küche gegessen, mit Nadja getuschelt

und gelacht und ihn verächtlich gemustert. Jeder seiner Blicke hatte die Botschaft so deutlich übermittelt, als wenn er sie herausgeschrien hätte: Wie konnte seine kleine Schwester diesen erbärmlichen Wicht heiraten? Schließlich hatte sich Nadja dem Urteil ihres Bruders angeschlossen. Dass sie weg war, ging allein auf das Konto von Wassily Jedmajew. *Er hat dir Arbeit gegeben*, hatte Nadja jedes Mal gefaucht, wenn er sich über Wassily beklagte, *wer hätte einen Versager wie dich denn sonst genommen?*

Er dachte an den lausigen Job in der stickigen Lagerhalle von Wassilys Export-Import-Firma, vor dem er sich heute Nachmittag heimlich gedrückt hatte. Niemand würde ihn dort vermissen. Eine Kanne süßer Tee, zwei, drei Gläschen Wodka und eine Stunde Schlaf, mehr wäre nicht nötig gewesen, um den Tag durchzustehen. Stattdessen lag er jetzt in seiner eigenen Wohnung unter dem Bett und lauschte den Stimmen der Männer aus dem Nebenraum.

Vor allem der Stimme, die er mehr hasste als alle anderen auf der Welt, und die er schon erkannt hatte, bevor die Tür tatsächlich aufgeschlossen wurde. Eisiger Schrecken und Wut zugleich hatten seine Kehle zugeschnürt, als er aus der Küche ins Schlafzimmer gehuscht und unter das muffige Bett gekrochen war.

Wassily hatte seine Freunde mitgebracht. Nicht genug, dass er Nadjas Wohnungsschlüssel einfach behalten hatte und in der Wohnung nach Belieben ein und aus ging, nein, er musste auch seine Freunde mitbringen. Elende Mistkerle. Konnten sie ihre dreckigen Geschäfte nicht woanders planen? Aber sie benutzten seine Wohnung, weil sie unauffällig war. Und warum war sie das? Weil sie einer unauffälligen, unwichtigen und erbärmlichen Kakerlake wie ihm gehörte.

Einen winzigen Augenblick verspürte er den verrückten Impuls, unter dem Bett hervorzukriechen, in das Wohnzimmer zu stürmen und sie alle rauszuschmeißen. Aber das war unmöglich. Ein einziges Mal hatte er es gewagt, sich gegen Wassily aufzulehnen, und das war eine sehr schmerzhaft Erfahrung gewesen. Sein Schwager hatte ihn nicht einfach nur verprügelt, sondern ihn mit System und handwerklicher Präzision so zusammengeschlagen, dass er eine Woche lang weder laufen noch essen konnte.

In der Küche wurde jetzt Tee gekocht und der Kühlschrank inspiziert. Selbstverständlich würden sie sich den letzten Wodka nehmen, der noch da war. Er konnte vier Stimmen unterscheiden, die alle durcheinander redeten, aber Wassily führte zweifellos das große Wort. Schließlich waren alle wieder im Wohnzimmer.

Er hörte das Klacken von Feuerzeugen und roch die würzigen Zigaretten. Dann das Klingen von Gläsern, die aneinandergestoßen wurden.

»Auf Schamil Bassajew«, sagte eine Stimme, »möge seine Seele jubilieren, wenn er uns zusieht.«

Natürlich wusste er, wer Schamil Bassajew war. Jeder Tschetschene wusste das. Der große Freiheitskämpfer des tschetschenischen Volkes war im Sommer 2006 getötet worden. Weil er für die Russen ein ganz gewöhnlicher Terrorist war, dachte er und schämte sich für diesen Gedanken.

»Und auf Ajsa Gasujewa«, sagte jetzt die Stimme seines Schwagers.

Auf die würde ich auch trinken.

Ajsa Gasujewa aus Urus-Martan hatte im Alter von zweiundzwanzig Jahren sich selbst und den russischen General Gadschijew sowie acht seiner Leibwächter in die Luft ge-

sprengt. Sie war die erste Schahid gewesen, die erste tschetschenische Selbstmordattentäterin, deren Beispiel etliche andere »schwarze Witwen« folgen sollten.

»Weißt du jetzt etwas Genaueres?«, fragte einer der Männer.

Instinktiv wusste er, dass die Frage an seinen Schwager gerichtet war.

»Ja«, sagte Wassily, »es wird am Ende des Sommers geschehen, und es wird das Größte sein, was unser Volk jemals vollbracht hat. Größer als alle Taten der Schahid, größer als der Angriff auf das Musiktheater in Moskau und tausendmal verheerender als Beslan.«

Er fühlte eine aufsteigende Übelkeit und überlegte verzweifelt, was passieren würde, wenn er sich unter dem Bett übergeben musste. Vor vier Jahren hatte ein tschetschenisches Kommando in Beslan eine Schule überfallen und über tausend Männer, Frauen und Kinder als Geiseln genommen. Mehr als dreihundert von ihnen hatten die Befreiung durch das russische Militär nicht überlebt. Als er im Fernsehen live sehen musste, wie Tschetschenen auf fliehende Schulkinder schossen, hatte er sich die Seele aus dem Leib gekotzt.

»Bitte, Wassily«, sagte einer der Männer, und seine Stimme hatte einen beinahe flehenden Unterton, »erzähl uns, was du weißt, ich kann die Ungewissheit nicht mehr ertragen.«

»Wir werden sie ins Herz treffen. In ihr verdammtes, nach Erdöl stinkendes Herz. Erinnerst ihr euch an 1989? Als Gorbatschow die Sowjetunion verschleuderte? Armselig haben sie dagestanden, wie die Verlierer der Weltgeschichte, und der Westen hat sich krankgelacht. Und heute? Heute lacht keiner mehr, und Putin lässt ganz Europa nach seiner Pfeife tanzen, wenn er ein bisschen am Gashahn dreht. Gas und Öl

haben sie mächtiger denn je gemacht. Für das Gas haben sie die Pipeline, aber das Öl transportieren sie nach wie vor gerne auf Schiffen. Wir werden sie auf dem Meer angreifen. Und zwar an einer Stelle, wo der Schaden unermesslich ist.«

Die Männer schwiegen ehrfürchtig. Neue Zigaretten wurden angezündet.

»Allah sei gepriesen!«, sagte schließlich einer der Männer mit gepresster, vor Ungeduld bebender Stimme, »bitte, Wassily, wen wird es treffen?«

»Alle unsere Feinde. Russland vor allem und das schändliche kleine Land, das es wagte, den Propheten zu schmähen, aber auch das große, kalte, das dem Teufel Putin in den Arsch kriecht, damit der Gaspreis nicht steigt. Die Augen der Welt werden auf uns gerichtet sein.«

Er hatte jetzt seine Hand vor den Mund gepresst, um das Geräusch seines Atems zu dämpfen, doch die Angst setzte ihm so zu, dass er sowieso kaum Luft bekam. Wassily war ein Schläger und Kleinkrimineller, aber kein Freiheitskämpfer. Er entsprach auf perfide Weise dem Klischee des von Hause aus kriminellen Kaukasiers, das die russische Propaganda seit Jahrzehnten verbreitete. Hehlerei, Waffenschmuggel und Schwarzmarktgeschäfte, das war seine Welt. Aber Terrorismus?

Wenn sie mich entdecken, werden sie mich auf der Stelle töten.

»Neun – elf – vierundfünfzig – zwölf, merkt euch diese Zahlen!«, sagte Wassily jetzt, »alle großen militärischen Unternehmen haben einen Namen, und dieser Zahlencode ist unser Name.«

»Was bedeutet er?«

Wassily schnaubte unwillig.

»Keine Ahnung.«

»Wirst du dabei sein?«

Sein Schwager holte scharf Luft. Die Frage schien ihm unangenehm zu sein.

»Nein«, sagte er schließlich mit gepresster Stimme, »doch ich kenne jemanden, der dabei sein wird. Er wird der erste Mann sein, der von einem Öltanker aus direkt ins Paradies hinüberwechselt. Allah sei gepriesen.«

Als die Männer eine Viertelstunde später die Wohnung verließen, blieb Ediew Chasimikow einfach unter dem Bett liegen. Was er gehört hatte, war von so ungeheurer Tragweite, dass sein Kopf zu platzen drohte. Als er später darüber nachdachte, wurde ihm klar, dass er von Anfang an entschlossen gewesen war, den Plan zu verraten. Die Frage war nur, an wen? Wer würde ihm glauben? Was wusste er wirklich? Und was war es wert? Die letzte Frage war zweifellos die interessanteste. Einen winzigen Augenblick dachte er daran, sich an die Behörden zu wenden, an die von Moskau eingesetzten Schergen des Präsidenten Kadyro – aber so dumm war er nicht. Denen konnte man nicht trauen, und den Russen schon gar nicht. Die würden ihn entweder auslachen oder einfach mal zusammenschlagen, um festzustellen, welche Informationen er zurückhielt. Und zum Schluss würden sie ihn mit großem Tamtam vor die Tür setzen, sodass jeder Tschetschene in Grosny wusste, dass er mit den Föderalen zusammenarbeitete. Wenn Wassily und seine Freunde davon erfahren, kam das einem Todesurteil ziemlich nahe.

Er war sicher, etwas gehört zu haben, das Geld wert war. Viel Geld. Der Gedanke, sich an seinem Schwager zu rächen und gleichzeitig ein reicher Mann zu werden, erzeugte in seinem Kopf ein angenehmes Achterbahngedächtnis. Was hätte sein Vater getan? Der alte Aslan Chasimikow war ein schlauer

Fuchs gewesen. Solange *er* noch lebte, hatte Ediew niemals selbst nachdenken müssen, und irgendwie verhalf er ihm auch dieses Mal zu einer Idee.

Sein Vater hatte einen Freund gehabt, damals in den glorreichen Zeiten der Sowjetunion. Sie hatten in den siebziger Jahren zusammen in der sowjetischen Kriegsmarine gedient und über die Jahre hinweg Kontakt gehalten. »Ein guter Mann, dieser Bakarow«, hatte sein Vater stets gesagt, »der beste Kamerad, den ich je hatte. Obwohl er Russe ist. Hat nie auf uns Kaukasier herabgesehen. Versteht was von Menschen und von Schiffen. Vor allem von Schiffen.«

Dieser Sergej Bakarow war nach seiner Militärzeit nach Lettland gegangen und war in Ventspils ein großes Tier bei der Hafenverwaltung geworden. Wie alt mochte er jetzt sein? Egal! Er würde ihm helfen, mit den richtigen Leuten zu sprechen. Bestimmt hatte er noch Kontakte zu westlichen Behörden. Die Letten hatten stets mit dem Westen geliebäugelt. Nur im Westen würde man ihn für seine Informationen bezahlen. Und in Lettland konnte man sich mit Russisch immer noch verständlich machen, oder?

Er rollte sich unter dem Bett hervor, ging in die Küche und trank etwas Wasser. Der Blick aus dem Küchenfenster seiner Plattenbauwohnung im fünften Stock bot ihm auf der anderen Straßenseite eine schicke, futuristisch anmutende Hochhausfassade. Es ging aufwärts in Grosny, keine Frage, aber er wusste, dass einhundert Meter weiter die Straße hinauf Ruinen hinter hohen Bauzäunen versteckt wurden. In der von zwei Kriegen zerstörten Hauptstadt kündeten nur noch die Überreste zerschossener Gebäude von den Schrecken der Vergangenheit. Die Bauzäune waren mit großen Postern von Achmat Kadyrow gepflastert. Der Vater des heu-

tigen Präsidenten war im Jahre 2004 ermordet worden, und sein Sohn ließ ihn wie einen Märtyrer feiern. Scheißkerl, dachte Chasimikow.

Er fand in einer Küchenschublade einen schmutzigen Notizblock und schrieb auf, was er gehört hatte.

München, im Juli

Die Erinnerung ist wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will.« Dieser Satz ist nicht von mir. Er ist ein Zitat, paradoxerweise habe ich vergessen, von wem. Aber wer immer es gesagt hat, wusste, wovon er redet.

Das menschliche Gedächtnis ist so faszinierend wie das Gehirn selbst. In all den Jahren, die ich damit verbracht habe, herauszufinden, wie Erinnerung und Vergessen funktionieren, hat es für mich nichts von dieser Faszination verloren. Wie existenziell notwendig es ist, merkt man, wenn man es verliert, und die Neurologen kennen eine Menge Möglichkeiten, wie es einem abhanden kommen kann. Ein paar davon kenne ich auch, denn die Behandlung von Menschen mit Gedächtnisstörungen ist mein Beruf.

Die Amnesie nimmt einem alles. Job, Partnerschaft und insbesondere das, was man Erfahrung nennt. Das Wissen um all die Dummheiten, die man überlebt hat. Das Leben eines Menschen ohne Gedächtnis spielt sich dauerhaft innerhalb eines Zeitraumes von wenigen Minuten ab, ohne eine bewusste Vergangenheit und ohne das Gefühl einer persönlichen Kontinuität. Es ist zum Verzweifeln – vorausgesetzt, man erinnert sich daran.

In letzter Zeit ertappe ich mich dabei, dass ich anfangs, meine Patienten zu beneiden – ich glaube nicht, dass das ein gutes Zeichen ist. Mein Gedächtnis ist exzellent, und das ist mein Problem.

Als ich vor etwa zwei Jahren in einem Brüsseler Café den Plan fasste, den Mörder von Helen Jonas zu töten, war Helens Stimme in meinem Kopf dagegen gewesen: *Du weißt schon, dass du völlig verrückt bist, oder? – Nein*, dachte ich damals, *was ich vorhabe, wird meiner geistigen Gesundheit sehr förderlich sein*. Das war ein Irrtum.

Natürlich war mir klar, dass ich nichts vergessen würde, dennoch habe ich versucht, meine Erinnerungen zum Schweigen zu bringen. Die Möglichkeiten sind vielfältig. Man kann es mit Single Malt probieren, mit Rotwein und Tabletten oder gleich mit dem ganzen Trio. Mit stundenlangen Waldläufen oder zahllosen Überstunden – egal, ich habe es sehr ernsthaft versucht, doch es hat nicht funktioniert.

Ich erinnere mich.

»Die Vergangenheit ist nicht tot. Sie ist nicht einmal vergangen.« Kluger Kopf, dieser Mr Faulkner. Helen Jonas ist tot, aber nicht vergangen, denn nach wie vor höre ich ihre Stimme. Der Mann, der sie getötet hat, sitzt schwerbehindert in einem Pflegeheim, weil ich ihm aus Rache eine Überdosis Insulin gespritzt habe. Er wird nie wieder etwas sagen. Hoffe ich. Aber auch er ist nicht vergangen.

Außerdem war da noch ein Mann, dem ich mit einem Schrotgewehr aus kurzer Distanz durch die Brust geschossen habe. Wenn ich von ihm träume, sehe ich ihn fliegen. Ich sehe, wie er richtig vom Boden abhebt und durch die offene Tür fliegt.

Diesen Traum habe ich immer zwei Stunden nach Mitter-

nacht. Er beginnt damit, dass Helen und ich miteinander schlafen, und nur Sekunden später sehe ich ihren Leichnam auf einer Bahre in der Hamburger Gerichtsmedizin. Plötzlich bricht der Mann mit dem riesigen Revolver durch die Tür, die Waffe schwenkt in meine Richtung, und ich drücke ab. Wenn ich in den frühen Morgenstunden aufwache, bilde ich mir ein, den Widerhall des Schusses in meiner Brusthöhle zu spüren.

Dann liege ich reglos da und starre in die Dunkelheit.

Eins

16. August

Ich hatte Anna Jonas seit ein paar Wochen nicht mehr gesehen und freute mich auf sie. Wir trafen uns im Englischen Garten. Als sie fröhlich grinsend auf mich zutänzelte, musste ich amüsiert daran denken, dass sie meine Schwägerin geworden wäre, wenn ihre Schwester mich geheiratet hätte. Aber das war natürlich kompletter Blödsinn. Helen hätte mich niemals geheiratet, und es gab wohl kaum jemanden, auf den das biedere Wort Schwägerin weniger passte als auf Anna.

»Hi!«, sagte sie, gab mir einen flüchtigen Kuss und hockte sich neben mich auf die Parkbank.

Sie sah blendend aus. Schlank, aber nicht mehr so spindeldürr wie vor zwei Jahren, weiße Jeans, rotes Poloshirt und die

Haare kurz geraspelt wie Sinead O'Connor in ihren besten Jahren.

Sie ließ ihren Blick über die zahlreichen Kinder, Hunde, halbnackten Studenten und japanischen Touristen schweifen, die den Park bevölkerten, und gab ein behagliches Knurren von sich.

»München im Sommer ist spitze. Ich verstehe gar nicht, warum die Eingeborenen um diese Zeit verreisen, wenn sie hier sein könnten.«

Ich musste daran denken, wie viel Mühe es mich vor zwei Jahren gekostet hatte, Anna dazu zu überreden, nach München zu ziehen. Ich hatte sie in meiner Nähe haben und irgendwie für sie sorgen wollen, was ihr ganz und gar nicht behagte. *Du lieber Himmel, ich bin ein Nordlicht! Was soll ich im Land der Lederhosen?* Letztendlich hatte ich sie mit der bayrischen Küche und dem Versprechen geködert, regelmäßig mit ihr essen zu gehen. Und ich hatte ihr einen Job besorgt.

»Schön, dass es dir in Bayern gefällt«, sagte ich.

»Mir gefällt es in München«, sagte sie, »das ist nicht ganz dasselbe. Komm lass uns was trinken!«

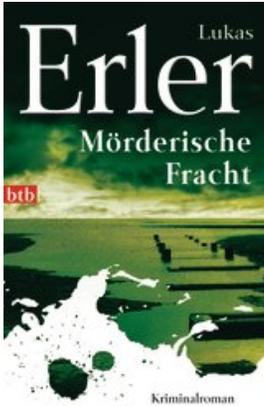
Wir schlenderten ein paar hundert Meter durch den Park und fanden in einem Biergarten einen schattigen Tisch. Anna ging zum Ausschank und kam mit zwei Krügen zurück. Sie nahm einen kräftigen Zug, wischte sich den Schaum vom Mund und sah mich aufmerksam an.

»Also, Herr Dr. Nyström, was ist los mit dir?«

»Wie kommst du darauf?«

»Du hast mir mal gesagt, für einen Punk gäbe ich eine gute Psychologin ab. Weißt du noch?«

»Ja, und du hast geantwortet, die Psychologie werde allgemein überschätzt.«



Lukas Erler

Mörderische Fracht

Kriminalroman

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74371-1

btb

Erscheinungstermin: März 2013

Als die Russin Elena bei dem Neuropsychologen Thomas Nyström in München auftaucht und behauptet, dass Tschetschenen einen Anschlag auf einen russischen Supertanker in dieser Fahrrinne planen, setzt er alle Hebel in Bewegung, um ihr zu helfen. Doch bei den Behörden stößt er nur auf Kopfschütteln. Zu vage erscheint der Verdacht, und zu dürftig sind die Beweise. Nyström versucht auf eigene Faust, das Attentat zu verhindern, und trifft dabei auf einen brutalen Feind aus seiner Vergangenheit, der entschlossen ist, alte Rechnungen zu begleichen.

 [Der Titel im Katalog](#)